

Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 38 (1948)

Heft: 1

Artikel: Das Schloss Palombes

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-633091>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

auch heute wieder Eis, lauter Eis. Wo sie hinübergelangen wollten, wurde es gleichsam immer breiter und breiter. Da schlügen sie, ihre Richtung aufgebend, den Rückweg ein. Wo sie nicht gehen konnten, griffen sie sich durch die Mengen des Schnees hindurch, der oft dicht vor ihrem Auge wegbrach und den sehr blauen Streifen einer Eisspalte zeigte, wo doch früher alles weiß gewesen war; aber sie kümmerten sich nicht darum, sie arbeiteten sich fort, bis sie wieder irgendwo aus dem Eise herauskamen.

«Sanna», sagte der Knabe, «wir werden gar nicht mehr in das Eis hineingehen, weil wir in demselben nicht fortkommen.

Der neue Roman

„Das Schloss Palombes“

beginnt in der nächsten Nummer. Es ist die Geschichte einer verarmten französischen Adelsfamilie, die ihr schönes Schloss verkaufen und sich in den Jagdpavillon zurückziehen musste. Wie dann der letzte Spross der Familie doch wieder zum Glück und auch zum Schloss kam, das bildet den Inhalt des Romans, der mit seiner gepflegten Sprache und spannenden Entwicklung allgemeines Interesse finden dürfte.

Die Redaktion.

Und weil wir schon in unser Tal gar nicht hinabsehen können so werden wir gerade über den Berg hinabgehen.»

«Ja, Konrad», sagte das Mädchen.

So begannen sie nun in dem Schnee nach jener Richtung abwärts zu gehen, welche sich ihnen eben darbot. Der Knabe führte das Mädchen an der Hand. Allein, nachdem sie eine Weile abwärts gegangen waren, war es wie früher: entweder ging der Schnee so steil ab, dass sie gestürzt wären, oder er stieg wieder hinan, dass sie auf den Berggipfel zu kommen fürchteten. Und so ging es immerfort.

Da wollten sie die Richtung suchen, in der sie gekommen waren, und zur roten Unglückssäule hinabgehen. Weil es nicht schnell und der Himmel so helle ist, so würden sie, dachte der Knabe, die Stelle schon erkennen, wo die Säule sein solle, und würden von dort nach Gschaid hinabgehen können.

Allein auch der Weg auf den Hals hinab war nicht zu finden. Sie gingen aber doch immerfort und meinten, es zu erringen. Sie wichen den steilen Abstürzen aus und kletterten keine steilen Anhöhen hinauf.

Auch heute blieben sie öfter stehen, um zu horchen; aber sie vernahmen auch heute nichts, nicht den geringsten Laut. Zu sehen war auch nichts als der Schnee, der helle weiße Schnee, aus dem hie und da die schwarzen Hörner und die schwarzen Steinrippen emporstanden.

Endlich war es dem Knaben als sähe er auf einem fernen schiefen Schneefeld ein hüpfendes Feuer. Es tauchte auf, es tauchte wieder. Jetzt sahen sie es, jetzt sahen sie es nicht. Sie blieben stehen und blickten unverwandt auf jene Gegend hin. Das Feuer hüpfte immerfort, und es schien, als ob es näher käme; denn sie sahen es grösser und sahen das Hüpfen deutlicher. Es verschwand nicht mehr so oft und nicht mehr auf so lange Zeit wie früher. Nach einer Weile vernahmen sie in der stillen blauen Luft schwach, sehr schwach etwas wie einen lange anhaltenden Ton aus einem Hirtenhorn. Wie aus Instinkt schrieen beide Kinder laut. Nach einer Zeit hörten sie den Ton wieder. Sie schrieen wieder und blieben auf der nämlichen Stelle stehen. Das Feuer näherte sich auch. Der Ton wurde zum dritten Male vernommen, und dieses Mal deutlicher. Die Kinder antworteten wieder durch langes Schreien. Nach einer geraumten Weile erkannten sie auch das Feuer. Es war eine rote Fahne, die geschwungen wurde. Zugleich ertönte das Hirtenhorn näher, und die Kinder antworteten.

«Sanna», rief der Knabe, «da kommen Leute aus Gschaid, ich kenne die Fahne, es ist die rote Fahne, welche der fremde Herr, der mit dem jungen Eschenjäger den Gars bestiegen hatte, auf dem Gipfel aufpflanzte, dass sie der Herr Pfarrer mit dem Fernrohre sah, was als Zeichen gälte, dass sie oben seien, und welche Fahne damals der fremde Herr dem Herrn Pfarrer geschenkt hat. Du warst noch ein recht kleines Kind.»

«Ja, Konrad.»

Nach einer Zeit sahen die Kinder auch die Menschen, die bei der Fahne waren, kleine schwarze Stellen, die sich zu bewegen schienen. Der Ruf des Hornes wiederholte sich von Zeit zu Zeit und kam immer näher. Die Kinder antworteten jedesmal.

Endlich sahen sie über den Schneeeabhang gegen sich her mehrere Männer mit ihren Stöcken herabfahren, die die Fahne in ihrer Mitte hatten. Da sie näher kamen, erkannten sie dieselben. Es war der Hirt Philipp mit dem Horne, seine zwei Söhne, dann der junge Eschenjäger und mehrere Bewohner von Gschaid.

«Gebenedeit sei Gott», schrie Philipp. «da seid ihr ja. Der ganze Berg ist voll Leute. Laufe doch einer gleich in die Sideralpe hinab und läute die Glocke, dass die dort hören, dass wir sie gefunden haben, und einer muss auf den Krebsstein gehen und die Fahne dort aufpflanzen, dass sie dieselbe in dem Tale sehen, und die Böller abschiessen, damit die es wissen, die im Milsdorfer Walde suchen, und damit sie in Gschaid die Rauchfeuer anzünden, die in der Luft gesehen werden, und alle, die noch auf dem Berge sind, in die Sideralpe hinabbedeuten. Das sind Weihnachten!»

«Ich laufe in die Alpe hinab», sagte einer. «Ich trage die Fahne auf den Krebsstein», sagte ein anderer.

«Und wir werden die Kinder in die Sideralpe hinabbringen, so gut wir es vermögen und so gut uns Gott helfe», sagte Philipp.

Ein Sohn Philipps schlug den Weg nach abwärts ein, und der andere ging mit der Fahne durch den Schnee dahin.

Der Eschenjäger nahm das Mädchen bei der Hand, der Hirt Philipp den Kaben. Die andern halfen, wie sie konnten. So begann man den Weg. Er ging in Windungen. Bald gingen sie nach einer Richtung, bald schlungen sie die entgegengesetzte ein, bald gingen sie abwärts, bald aufwärts. Immer ging es durch Schnee, immer durch Schnee, und die Gegend blieb sich beständig gleich. Über sehr schiefe Flächen taten sie Steigisen an die Füsse und trugen die Kinder. Endlich nach langer Zeit hörten sie das Glöcklein der Sideralpe, das geläutet wurde, weil dort die Zusammenkunft verabredet war. Da sie noch weiterkamen, hörten sie auch schwach in die stille Luft die Böllerschüsse herauf, die infolge der ausgesteckten Fahne abgefeuert wurden, und sahen dann in die Luft feine Rauchsäulen aufsteigen.

Da sie nach einer Weile über eine sanfte schiefe Fläche abgingen, erblickten sie die Sideralphütte. Sie gingen auf sie zu. In der Hütte brannte ein Feuer, die Mutter der Kinder war da. Sie lief herzu, betrachtete sie überall, wollte ihnen zu essen geben, wollte sie wärmen, wollte sie in vorhandenes Heu legen; aber bald überzeugte sie sich, dass die Kinder durch die Freude stärker seien, als sie gedacht hatte, dass sie nur einiger warmer Speise bedurften, die sie bekamen, und dass sie nur ein wenig ausruhen mussten, was ihnen ebenfalls zuteil werden sollte.

Da nach einer Zeit der Ruhe wieder eine Gruppe Männer über die Schneefläche herabkam, während das Hüttenlöcklein immerfort läutete, liefen die Kinder selber mit den andern hinaus, um zu sehen, wer es sei. Der Schuster war es, der einstige Alpensteiger, mit Alpenstock und Steigeisen, begleitet von seinen Freunden und Kammeraden.

«Sebastian, da sind sie», schrie das Weib.

Er aber war stumm, zitterte und lief auf sie zu. Dann rührte er die Lippen, als wollte er etwas sagen, sagte aber nichts, riss die Kinder an sich und hielt sie lange. Dann wandte er sich gegen sein Weib, schloss es an sich und rief: «Sanna, Sanna!»

Nach einer Weile nahm er den Hut, der ihm in den Schnee gefallen war, auf, trat unter die Männer und wollte reden. Er sagte aber nur: «Nachbarn, Freunde, ich danke euch.»

Da man noch gewartet hatte, bis die Kinder sich zur Beruhigung erholt hatten, sagte er: «Wenn wir alle beisammen sind, so können wir in Gottes Namen aufbrechen.»

«Es sind wohl noch nicht alle», sagte der Hirt Philipp, «aber die noch abgehen, wissen aus dem Rauche, dass wir die Kinder haben, und sie werden schon nach

Hause gehen, wenn sie die Alphütte leer finden.»

Man machte sich zum Aufbruche bereit.

Man war auf der Sideralphütte nicht gar weit von Gschaid entfernt, aus dessen Fenstern man im Sommer recht gut die grüne Matte sehen konnte, auf der die graue Hütte mit dem kleinen Glockentürmlein stand; aber es war unterhalb eine fallrechte Wand, die viele Klafter hoch hinabging, und auf der man im Sommer nur mit Steigeisen, im Winter gar nicht hinabkommen konnte. Man musste daher den Umweg zum Halse machen, um von der Unglückssäule aus nach Gschaid hinabzukommen. Auf dem Wege gelangte man über die Siderwiese, die noch näher an Gschaid ist, so dass man die Fenster des Dörflens zu erblicken meinte.

Als man über diese Wiese ging, tönte hell und deutlich das Glöcklein der Gschaid-Kirche herauf, die Wandlung des heiligen Hochamtes verkündend.

Als es ertönte, sanken alle, die über die Siderwiese gingen, auf die Knie in den Schnee und beteten. Als der Klang des Glöckleins aus war, standen sie auf und gingen weiter.

Der Schuster trug meistens das Mädchen und liess sich von ihm alles erzählen.

Als sie schon gegen den Wald des Hälles kamen, trafen sie Spuren, von denen der Schuster sagte: «Das sind keine Fussstapfen von Schuhen meiner Arbeit.»

Die Sache klärte sich bald auf. Wahrscheinlich durch die vielen Stirnen, die auf dem Platze tönten, angelockt, kam wieder eine Abteilung Männer auf die Herabgehenden zu. Es war der aus Angst aschenhaft entfärbte Färber, der an der Spitze seiner Knechte, seiner Gesellen und mehrerer Millsdorfer bergab kam.

«Sie sind über das Gletschereis und über die Schründe gegangen, ohne es zu wissen», rief der Schuster seinem Schwiegervater zu.

«Da sind sie ja — da sind sie ja — Gott sei Dank», antwortete der Färber, «ich weiss es schon, dass sie oben waren, als dein Bote in der Nacht zu uns kam und wir mit Lichtern den ganzen Wald durchsucht und nichts gefunden hatten — und als dann das Morgengrauen anbrach, bemerkte ich an dem Wege, der von der roten Unglückssäule links gegen den Schneeberg hinanführt, dass dort, wo man eben von der Säule weggeht, hin und wieder mehrere Reiserchen und Rütchen geknickt sind, wie Kinder gerne tun, wo sie eines Weges gehen. Ich schickte nach dieser Beobachtung gleich nach Gschaid, aber der Holzknecht Michael, der hinüberging, sagte bei der Rückkunft, da er uns fast am Eise oben traf, dass ihr sie schon habt, weshalb wir wieder heruntergingen.»

«Ja», sagte Michael, «ich habe es gesagt, weil die rote Fahne schon auf dem Krebsstein steckt, und die Gschaidler dieses als Zeichen erkannten, das verabredet worden war. Ich sagte euch, dass auf diesem Wege da alle herabkommen müssen, weil man über die Wand nicht gehen kann.»

«Und kniee nieder und danke Gott auf den Knien, mein Schwiegersohn», fuhr der Färber fort, «dass kein Wind gegangen ist. Hundert Jahre werden wieder vergehen.

Marionetten

als Freudebereiter

Rechts:

«Sie fielen nieder auf die Erd
Und brachten dar dem Kindlein wert
Gar edel Myrrhen, Weihrauch, Gold...»



W

ährend der dritten Adventswoche war im Spielsaal des Kirchgemeindehauses der Paulusgemeinde, das der Kirchgemeinderat freundlich zur Verfügung gestellt hatte, die Geschichte der Geburt Jesu im Marionettenspiel zu sehen. Die Spielenden — es war die Klasse des Städtischen Kindergärtnerinnenseminars — hofften damit die echte Weihnachtsfreude in den grossen und kleinen Zuschauern zu wecken und waren froh, darüber hinaus auch mit dem Ertrag der Aufführungen die riesige Not kriegsgeschädigter Kinder ein wenig lindern zu helfen. Eine der Schülerinnen schreibt:

«Seit Wochen haben wir an unserem Spiel geübt. Erst galt es, die Marionettenfiguren, die unsere Lehrerin geschnitten, bemalt und bekleidet hatte kennenzulernen. Man musste wissen, was geschah, wenn man an diesem oder jenem Faden zog, den Bügel, an dem alle Fäden befestigt sind, straff hielt oder locker ließ. Dann wurde szenenweise geprobt. Schliesslich kam das erste Zusammenspiel mit verteilten Sprechrollen. Es war keine Kleinigkeit, Bewegung und Wort übereinstimmen zu machen.

Und nun ist es so weit. Durch die dichten Vorhänge, die uns vom Zuschauerraum abtrennen, vernehmen wir die vielen gedämpften Kinderstimmen, die beim Gongschlag verstummen. Wir spüren, wie die Kinder mitleben, vom ersten bewundernden «Oh» beim Aufgehen des Vorhangs bis zum Schluss. Einmal stimmen sie in das Lied des jungen Hirten Jonas ein und singen mit ihm: «Weisst du wieviel Sternlein stehen...» Der leuchtende Engel, der den Hirten auf dem Felde die frohe Botschaft verkündet, wird mit andächtig staunenden Rufen empfangen. Wie freuen sich die Kinder, wenn der Esel im Stall ins «eu pustet, wenn er das Salz aus Marias Hand leckt, das Jesuskind mit zärtlichem «Jii - aaa» begrüßt und ihm mit seinem Atem die Händchen wärmt!»

Und wir hinter der Bühne geben uns doppelt Mühe, alles recht zu machen, das schöne Bild nicht durch eine Un geschicklichkeit zu stören. Wirklich, an allenlei aufregenden Augenblicken fehlt es nicht. Wird es Jonas gelingen, das Schäfchen, das er dem Jesuskind schenken will, ohne Verzögerung auf die Arme zu nehmen? Wird der Engel ohne zu schwanken vom Himmel herabsteigen und das Kind recht sorgsam aufs Heu legen?

Nach jeder glücklich zu Ende gebrachten Aufführung atmeten wir tief auf und freuten uns zugleich schon wieder auf die nächste.» R. G.



Die Hirten auf dem Feld. Jonas hört dem flötenden Jakob zu



«Wir sind die heiligen drei weisen Mann,
Wollen gern das Kindlein beten an.»



Das Eselein betrachtet andächtig das Jesuskind, das der Engel mitten in der Nacht in den Stall gebracht hat



Links: Das Spielen mit den Fingern fordert gespannte Aufmerksamkeit und grosse Geschicklichkeit. Keinen Augenblick darf man seine Finger ausser Acht lassen oder den Arm sinken lassen. Der Raum auf der Bühne ist eng, und es heisst ständig aufpassen, dass sich nicht die Fäden zweier Figuren verwickeln (Photos Th. Gsel)

dass ein so wunderbarer Schneefall niederfällt, und dass er gerade niederfällt, wie nasse Schnüre von einer Stange hängen. Wäre ein Wind gegangen, so wären die Kinder verloren gewesen.»

«Ja, danken wir Gott, danken wir Gott», sagte der Schuster.

Der Färber, der seit der Ehe seiner Tochter nie drüben gewesen war, beschloss, die Leute nach Gschaid zu begleiten.

Da man schon gegen die rote Unglücksäule zukam, wo der Holzweg begann, wartete ein Schlitten, den der Schuster auf alle Fälle dahin bestellt hatte. Man tat die Mutter und die Kinder hinein, versah sie hinreichend mit Decken und Pelzen, die im Schlitten waren, und liess sie nach Gschaid vorausfahren.

Die andern folgten und kamen am Nachmittage in Gschaid an.

Die, welche noch auf dem Berge gewesen waren und erst durch den Rauch das Rückzugszeichen erfahren hatten, fanden sich auch nach und nach ein. Der letzte, welcher erst am Abende kam, war der Sohn des Hirten Philipp, der die rote Fahne auf dem Krebsstein getragen und sie dort aufgepflanzt hatte.

In Gschaid wartete die Grossmutter, welche herübergefahren war.

«Nie, nie», rief sie aus, «dürfen die Kinder in ihrem ganzen Leben mehr im Winter über den Hals gehen.»

Die Kinder waren von dem Getriebe betäubt. Sie hatten noch etwas zu essen bekommen, und man hatte sie in das Bett gebracht. Spät gegen Abend, da sie sich ein wenig erholt hatten, da einige Nachbarn und Freunde sich in der Stube eingefunden hatten und dort von dem Ereignisse redeten, die Mutter aber in der Kammer an dem Bettchen Sannas sass und sie streichelte, sagte das Mädchen: «Mutter, ich habe heute nacht. als wir auf dem Berge sassan, den Heiligen Christ gesehen.»

«O du mein geduldiges, du mein liebes, du mein herziges Kind», antwortete die Mutter, «er hat dir auch Gaben gesendet, die du bald bekommen wirst.»

Die Schachteln waren ausgepackt worden, die Lichter waren angezündet, die Tür in die Stube wurde geöffnet, und die Kinder sahen von dem Bette auf den verspäteten, hell leuchtenden freundlichen Christbaum hinaus. Trotz der Erschöpfung musste man sie noch ein wenig ankleiden, dass sie hinausgingen, die Gaben empfingen, bewunderten und endlich mit ihnen entschliefen.

Die Kinder waren von dem Tage an erst recht das Eigentum des Dorfes geworden, sie wurden von nun an nicht mehr als Auswärtige, sondern als Eingeborene betrachtet, die man sich von dem Berge herabgeholt hatte.

Auch ihre Mutter Sanna war nun eine Eingeborene von Gschaid.

Die Kinder aber werden den Berg nicht vergessen und werden ihn jetzt noch ernster betrachten, wenn sie in dem Garten sind, wenn wie in der Vergangenheit die Sonne sehr schön scheint, der Lindenbaum duftet, die Bienen summen, und er so schön und so blau wie das sanfte Firmament auf sie herniederschaut.

Ende

Wie dem Marieli über Nacht neue Zöpfe wuchsen

Bodenmattfritz liegt in seinem Bett, die Brille auf der Nase und liest in einem Band Gotthelf, und Bodenmattlisebeth liegt im andern Bett, die Brille auf der Nase und liest die Zeitung.

Es ist recht still in der Schlafstube der Eheleute, die seit dem Martinstag ins Stöckli gezogen sind. Das Bauerngewerbe hatten sie dem Jungverheirateten Sohn übergeben.

Zeit, am Abend im Bett zu lesen, lieber Gott! Das war früher nicht vorgekommen. Die Bodenmattmutter ist noch nicht darüber hinaus, dass dieses Faulenzerleben, das nur aus Lismen, Flikken, Kochen und Abwaschen besteht, eine grosse Sünde sei, "dem lieben Gott die Zeit abgestohlen, nichts anderes", sagt sie täglich zu ihrem Mann.

«Das war anders vor dem Martinstag. Von früh bis spät schaffen. Im Sommer von einer Taghelle zur andern.»

Und jetzt? - Mutter Lisebeth faltet die Zeitung, tätschelt ihr Kissen zurecht und seufzt:

«Vater, drehe das Licht aus!» Kategorischer Befehl!

Stebler kommt ihm nach, nimmt die Brille von der Nase, legt sie aufs Nachttischli, dreht das Licht aus und kehrt sich gegen die Wand. - Stille!

Winterlicher Nebel braut ums finstere Stöckli. Die Uhr an der Wand tickt - schlägt - tickt. Es ist Altjahrswoche, die Zeit, da Mutter Lisebeth andere Jahre über die Massen viel zu tun hatte. Da kamen zum Strümpfelismen und Mannevolchhosenplätzchen noch die vielen Extraarbeiten im Bauernhaus: Backen, Kochen für die Festtage, Päcklischicken, Fegen, Putzen.

Dazu kam im letzten Winter noch die Geschichte mit Marieli, diese leide Sache...

Mutter Lisebeth seufzt. Diesmal laut und vernehmlich.

«Kannst nicht schlafen», kommt die Stimme vom andern Bett her.

«Nein.»

«Warum nicht?»

«Ho, es gibt allerhand, dessentwegen man nicht schlafen kann...»

«Was fährt dir durch den Kopf?»

«Eh, nichts Apartiges. Dass schon wieder ein Jahr um sei... Und sich bei uns gar manches geändert habe...», sagt Mutter Lisebeth in die pechschwarze Finsternis, und nach einer langen Stille:

«Ja - und dass wir am Neujahrstag auch gar so allein sein werden...»

«Jetzt kommt's», denkt Vater Stebler, und weil er um das, was kommen wollte, gern einen grossen, weiten Bogen macht, entgegnet er aufgeräumt:

«Wollen wir diese Woche nicht einmal nach Bern, Lisebeth? Die Läden sind jetzt schön ausstaffiert.» Andere Jahre war die Bernreise für Frau Lisebeth ein Festtag gewesen. So um Weihnachten herum knauserte man nicht. Diesmal sagte sie

nichts auf Fritzens Einladung. - Oder doch? Nach langer Stille brösmete sie hervor:

«Man könnte ja...»

«Was ist das für ein kurioser Bescheid? Begehrst du nicht zu gehen, Lisebeth?»

«Ja, schon, aber morgen wollte ich ein paar Mailänderli machen für in Marielis Neujahrspäckli...»

Da waren sie schon wieder an dem wunderlichen "Plätz", den der Vater ängstlich mied.

«Was du glaubst», sagt er laut, gähnt, räuspert sich und tut dergleichen, als sei er plötzlich vom Schlaf übernommen und viel zu müde zum Reden.

Aber der Stöcklibauer schläft nicht in dieser Nacht, und seine Lisebeth auch nicht. Der Vater denkt an sein Marieli, die Mutter denkt an ihr Marieli, an ihr lustiges Meitschi, das seit dem Herbst in der Stadt dient, weil der Vater es fortgejagt hat, kurz und bündig: fortgejagt, in einer unercharnten, furchterlichen Täubi.

Das kam so:

Marieli war an einem schönen Septembermorgen mit Hans, dem Bruder, nach Bern gefahren, mit Birnen z'Märit. Am Morgen hatte Marieli ein schön glatt gesträhltes, blonde Köpfli, mit hübsch aufgesteckten, ährenblonden Zöpfen, wie nur die Steblersippe sie hatte. Einmalig! Unverwechselbar!

Es war das Wahrzeichen ihrer Rasse. Ein tiefes Lichtgold, besonders, wenn Sonnengriesel darüber huschte... An den Schläfen ein schwachgelocktes Gekräusel, das bei Marieli so entzückend war, und die hohe Mädchenstirne so eigenwillig umgab. Im Nacken zwei Täubichriseli.

«Aeckerlingli, Zwänggringli!», neckte Vater Stebler sein jüngstes, quicklebendiges Feuerteufelchen oft. Er sah gern, wenn Marieli in Gusel kam, und sein hübsches Grindlein so jäh herumwarf, dass die Zähne blitzten und die Zöpfe flogen.

Das freute ihn, wie den alten Choli ein blumiges Kleefeld... Marieli war sein Stolz und seine Freude.

Aber dann, an jenem Septembertag, war nach dem Birnenhandel in Bern etwas Furchterliches geschehen:

Am Abend, als der Choli vor dem Hause hielt und Marieli vom Bock sprang, war das gar kein Marieli mehr, sondern ein stolz zurechtgemachtes, mit blonden Locken umwogtes Bubi-Engelsköpflein.

Halb schuldbewusst, halb keck stellte es sich vor den Vater hin, lachte ihn an und fragte:

«Gefalle ich dir, Vater...?»

Wie vom Donner gerührt stand der Bodenmattfritz. Es verschlug ihm die Rede, die Zunge war lahm. Er presste die Lippen zusammen, schirrte den Choli aus und stellte ihn in den Stall. -

Da ging das Engelsmarieli recht kleinstufig ins Haus und stellte sich mit dem